

März 2007: Sorglos, Jerusalem

Anna hat heute gemailt und gesagt, es gehe ihr nicht gut. Anna hat eine Erkältung, Anna liegt im Bett. Anna ist mit mir sehr früh aufgestanden, um 2 Uhr morgens letzten Dienstag. Wir haben uns in ein Taxi gesetzt und sind zum Flughafen Ben-Gurion gefahren. Das hat 120 Shekel gekostet, Anna hat bezahlt. Wir haben umgerechnet: 120 Shekel sind 22 Euro, ein Schnäppchen, weil der Preis für die einfache Bahnfahrt aus dem Stadtzentrum 8 Euro pro Person beträgt. Kurz vor der Gepäckdurchleuchtung eine Frau: "Was is your first visit to Israel? Are you a couple?" Anna hat zwei Mal verneint. "Then why are you travelling together?" Ich musste meinen Koffer öffnen und alles auspacken: Hemden, Pullover, eine Jeans, ein neues Paar Schuhe, den Kulturbeutel. Den Kulturbeutel sollte ich ausleeren. Die Frau nahm meinen Bartschneider in die Hand, schaltete ihn ein. Er brummte wie ein Dildo, und wir mussten lächeln. "Did you pack your suitcase yourself?" Ich nickte. So ging das fast zwanzig Minuten, dann schob die Polizistin meinen Koffer und die überall auf einem Tisch verteilten Klamotten beiseite, bedankte sich und ließ mich wortlos stehen. Ich packte alles wieder ein und lief zum Check-In-Schalter, an dem Anna auf mich wartete. Da war Anna noch nicht krank. Auch bei unserem Zwischenstopp in Budapest nicht. Jetzt liegt Anna im Bett und denkt nach über Israel, über den Grenzzaun, die jungen Frauen in den olivgrünen Armeejacken, den Ostteil Jerusalems, den vergangenen Sommer mit seinen vielen Demonstrationen, als zeitgleich ganze Wohnblocks in Beirut in Schutt und Asche gelegt wurden und ein Soldat einem Aktivisten die Gummipatrone aus seinem Gewehr in den Hinterkopf schoss. Es war Krieg letzten Sommer, und ich habe bis vor einer Woche am Strand von Tel Aviv gesessen und davon nichts bemerkt. Ich habe einen Hund fotografiert, dessen Fell einen optimalen Kontrast zu den orangefarbenen Plastikstühlen eines Strandcafés darstellte. Ein gutes Photo. Ich habe im Februar bei 22 Grad auf das Meer geschaut und festgestellt, dass es in Israel einen Kaffee gibt, der besser schmeckt als in römischen Espresso-bars, ich habe Einat kennen gelernt und ihre wunderschöne Tochter Shani. Shani ist sieben Monate alt. Als Shani geboren wurde, fuhren fünf Libanesen in einem orangefarbenen Mini Couper Cabriolet durch das zerstörte Beirut. In der Spiegelung ihrer Sonnenbrillen konnte man zerstörte Häuser sehen, die Gesichter der jungen Menschen angewidert, das Bild wurde zum Pressephoto des Jahres gewählt. Mein Photo des Jahres ist ein Dalmatiner vor sehr sauberem Meer, an einem sehr sauberen Strand. Mein Photo des Jahres erinnert mich an wunderbares

Essen, große Gastfreundschaft und viele Geschichten von der Queeruption (www.queeruption.org), die ebenfalls vor sieben Monaten stattgefunden hat. In Tel Aviv, während im Norden des Landes Soldaten von ihren Befehlshabern erklärt bekamen, dass die abgeschossenen Raketen präzise programmierbar seien, Abweichungen maximal einen Radius von 5 Metern Durchmesser betragen könnten. Die Soldaten haben das geglaubt, sie glauben es auch jetzt noch, auch nachdem die IEER längst das Gegenteil bewiesen und dafür die Schäden im ehemaligen Jugoslawien untersucht hat. In einem indischen Restaurant habe ich einen dieser israelischen Soldaten getroffen. Er hat mir seine Geschichte erzählt, von seiner Rolle als Reservist und von seiner Wut, die Familie und das Zuhause für einen Kriegseinsatz verlassen zu müssen. Er erklärte mir, dass man in einem Krieg nicht wissen könne, was passiere, die Aktionen seien von der Regierung beschlossen und von ihm nur ausgeführt worden. Ein netter junger Mann mit Zopf, gutmütigen Hundeaugen und den überzeugenden Argumenten seiner Vorgesetzten. Aber eigentlich geht es mir nicht um diesen jungen Mann, ich will von Anna sprechen. Sie liegt im Bett, muss sehr viel husten und versucht, sich Rechenschaft darüber abzulegen, ob sie mir das richtige, das echte Israel gezeigt hat. Anna hat heute geschrieben. Sie hat angekündigt, mir bei unserem nächsten Besuch das politische Israel zeigen zu wollen, sie habe ein schlechtes Gewissen, weil wir es so gut hatten während unserer Rundreise. Anna ist wunderbar. Anna hat mich bei der Hand genommen und mich in den Bus nach Masada gezerrt. Ich solle in Israel auf keinen Fall Bus fahren, hatte man mich vor meiner Abreise aus Frankfurt gewarnt, aber Anna ließ meine Angst nicht zu. Ungefährlich sei das mittlerweile, beschwichtigte sie, und wir fuhren durch die Wüste hinter Jerusalem, die durch die Regenfälle der vergangenen Wochen überraschend grün aussah. Zwischen den Hügeln die Hütten der Beduinen. Die Beduinen, das erzählte Anna, würden von der Regierung am Ziehen gehindert und lebten deshalb in Blechbehausungen am Straßenrand. Ich konnte Wassertanks sehen, Holzbretter, die vor der Sonne Schutz bieten, in kurzen Abständen auch immer ein paar Kamele, die sich über das frische Gras hermachten. Ich versuchte, zu photographieren, aber der Bus fuhr schnell über die kurvenreiche Straße. Ein paar Kilometer weiter erreichten wir das erste Kibbuz. Der Bus wurde durch eine Schranke gelassen, vor einem Häuschen saß der bewaffnete Pförtner. Im Inneren des umzäunten Kibbuz begrünte Vorgärten, einstöckige Häuser und ein Straßenraster, das für einen Moment den Gedanken zuließ, man führe durch ein Dorf im US-Bundesstaat Nebraska. Eine gute Stunde später endlich Masada: Hoch oben auf einem sandigen Hügel, unten die Seilbahnstation mit integrierter Cafeteria. Anna und ich kauften Tickets und folgten Hinweisschildern bis zu einem kleinen Kino. Wir erfuhren, dass man uns einen kurzen Film über die Bedeutung Masadas zeigen wolle, der die Wartezeit bis zum nächsten Gondelstart verkürze. Masada sei das Symbol des jüdischen Freiheitswillens, eröffnete uns ein Moderator, der durch

den Film führte, und beschrieb den Heldenselbstmord von über 900 Juden, die sich der Übermacht aus 12.000 römischen Legionären ausgesetzt sahen. Lieber in Freiheit sterben, als den Römern als Sklave dienen, der Moderator stockte kurz, schluckte und richtete seine Frage mit Blick in die Kamera an uns Zuschauer: "Wie würden Sie sich entscheiden?" Wir fuhrten mit der Seilbahn nach oben. Sie habe mir zu wenig von dem politischen Israel gezeigt, schreibt mir Anna heute, und dass ihr Hund bei ihr im Bett liege und ihr Gesellschaft leiste. Ein schöner Hund, ein Mischling aus Labrador und Dackel, den sie aus Spanien mitgebracht hat. In Tel Aviv gibt es viele Hunde. Und ein Gesetz, nach dem jeder Hundebesitzer die Scheiße seines Lieblings vom Bürgersteig greifen und in einen Mülleimer werfen muss. Abends stand ich oft auf dem Balkon von Siris großzügiger Wohnung im Süden der Stadt und habe aus dem vierten Stock dabei zusehen können, dass die Anweisung von den Bewohnern der Stadt ernst genommen wird. Manchmal stellte sich Siri zu mir auf den Balkon und berichtete von der Queeruption. Im Krieg gebe es ohnehin die besten Partys, erzählte sie, im Krieg gehe man erst gegen den Krieg demonstrieren und verabrede sich gegen Abend zu einer Feier. Das Leben sei intensiv in Tel Aviv, und in Kriegszeiten steigere sich diese Lebensfreude noch. Ich konnte das verstehen. Anna schrieb heute von ihrem schlechten Gewissen. Sie habe mir zu wenig von dem Furchtbaren gezeigt und wolle mir deshalb eine DVD-Dokumentation schicken, die 'Route 181' heißt und über die Konflikte in der Region Aufschluss gebe. Ich habe Anna geantwortet und geschrieben, dass ich mich darüber freuen würde. Am Schluss von Annas Mail ein Link. Sie habe mir von der Geschichte erzählt, schreibt sie, man könne auf dem Video sehen, wie kurz der Zug der Demonstranten gewesen sei, auch werde ich verstehen, dass es unmöglich war, den Schüssen der Soldaten auszuweichen. Die Frau mit dem pinken Haarband sei T. Von T. hatte mir Anna schon in Jerusalem erzählt, kurz nach unserem Besuch der Klagemauer. T. sei die erste bei dem Verwundeten gewesen, sie habe seinen blutenden Kopf gehalten und dafür gesorgt, dass ein Krankenwagen gerufen wurde. T. sei erst spät zur Gruppe der Demonstranten zurückgekehrt und habe mit Blick auf ihr blutverschmiertes T-Shirt nur gesagt: "It's ok, it's not mine." An diesen Ausspruch könne man sich auch heute noch erinnern, man habe ihn während des Krieges immer wieder in unterschiedlichen Zusammenhängen zitiert. Der Link führt also zu einem Video, das man im Internet finden kann, wenn man möchte. Liebe Anna, alles war politisch an unserer Zeit in Israel. Meine 96-jährige Tante, die 1933 aus Berlin geflohen ist, meine 94-jährige Tante, die im Jahr 1936 folgte. Die Geschichten über meinen Vater politisch, selbst die wunderschöne Frau im Straßencafé, die mir so herrlich mürrisch meinen Kaffee hingestellt hat jeden morgen politisch. Jede Straßenecke erzählt ihre Geschichte, aber die beste Geschichte hat Shani als Hauptfigur, sieben Monate alt und mit Eltern, die ihre Wege durch Jerusalem über das Handy erfragen müssen, weil sie aus Tel Aviv kommen und sich in Jerusalem nicht auskennen, ihre

Informationen aus Reiseführern lesen müssen. Ich habe keinen Reiseführer gebraucht, ich hatte Dich. Also Danke, vielen Dank. Und werd endlich schnell gesund. Wir müssen bald wieder los.

Januar 2007: Drei Reden bei gedachten Gelegenheiten, Kopenhagen.

Ästhetisches Stadium: Ankunft, Kopenhagener Flughafen, 25.01. Ich habe keine Krone und vergessen, dass Dänemark noch kein Euroland ist. Vom Flugzeug aus werde ich durch mehrere Ankunftshallen geführt, in denen sich ein Geschäft an das nächste reiht. Beim Betrachten der Boss-Auslegeware nehme ich Wohlstand als etwas wahr, das für mich in immer weitere Ferne rückt. Ich setze mein Alter in Beziehung zu meinem Kontostand, ohne daraus etwas ableiten zu können. Schließlich sehe ich an der Gepäckausgabe eine Wechselstube und tausche 70 Euro für 500 Kronen. Ein gutes Geschäft verlangt nach einem Danke, aber ich kenne das dänische Wort nicht und sage deshalb: Thank You. Mein Koffer drückt sich als zweites Gepäckstück durch die breiten Gummifäden und kommt auf mich zu. Als ich danach greifen will, stoße ich einen Herren an, der beinahe vornüber kippt. Ich starre auf seinen Mantel und finde ihn schön. Weil ich nicht weiß, was das dänische Wort für Entschuldigung ist, sage ich: Sorry. Der Mann, etwas irritiert, sagt: Yes. Vor der Flughafenhalle stehen Menschen in einer langen Schlange und warten auf ein Taxi. Ich stelle mich dazu. Es ist sehr kalt, trotzdem rauchen viele der Wartenden. Kurz darauf rauche auch ich. Als mir ein Taxifahrer zum Einsteigen winkt, bin ich mit dem Rauchen noch nicht fertig. Ich überlege, ob ich die Zigarette einfach fallen lassen darf und sehe mich um. Auf dem Boden liegen keine Zigaretten, obwohl jeder zweite in der Warteschlange raucht. Ich fühle eine erste Verzweiflung und frage mich, ob Dänemark eines der Länder ist, das mit umgerechnet mehreren Hundert Euro die Verschmutzung von Gehsteigen verwarnt. Ich gebe dem Taxifahrer das Gepäck und schnicke die Zigarette unter seinen silber-grauen Mercedes, dann steige ich ein. Weil ich weder den Hotelnamen, noch die Straße richtig aussprechen könnte, gebe ich dem Fahrer mein aufgeschlagenes Notizbuch. Es schaut es sich sehr lange an. Natürlich frage ich mich, ob er heimlich meine Aufzeichnungen liest und strecke meine Hand aus. Ich bin angeschnallt und komme nicht weit, erhalte aber das Notizbuch zurück. Wir fahren an. Es schneit ganz kleine Kristalle, die der große Frontscheibenwischer mit einiger Brutalität nach rechts und links fegt. Ich beschließe, Kopenhagen schön zu finden, reibe die beschlagene Scheibe mit meinem Ärmel frei und schaue hinaus. Es ist bereits dunkel. Im Hotel bekomme ich den Kaffee in einer Blumenvase und sitze auf tiefen Designermöbeln. Das ist nicht sehr angenehm und damit Spiegel der Zeit. Später im bunten Zimmer schaue ich fern und merke, dass in

Dänemark nichts synchronisiert wird. Im Hintergrund brummt die Belüftungsanlage des Badezimmers. Das Bett ist zu klein für zwei Personen, deshalb gehe ich nicht mehr aus. Der Grund für meine Lethargie kommt mir lächerlich vor, aber mir fällt kein besserer ein.

Ethisches Stadium: Ich denke im Schlaf zu viel nach und bin deshalb müde, als ich aufwache. Beim Frühstück gibt es den Kaffee wieder in schwarz eingefassten Blumenvasen mit Hotellogo darauf. Ich sitze viel zu tief auf zu harten Hockern und esse Weißbrot mit Käse. Ich frage mich, wem ich eine Kurznachricht schreiben könnte und lese dann Zeitung. Wahrscheinlich bin ich einsam, aber es gelingt mir immerhin, die Überschriften zu verstehen. Ich bin also stolz und einsam. Später mache ich einen Stadtrundgang und bemerke Denkmäler und Brunnen. Auf einem großen Platz das Denkmal eines Pferdes. Ich stelle mich direkt davor, sehe aber den Reiter nicht. Da ich es für eine Huldigung der vielen Pferde halte, die in kriegerischen Auseinandersetzungen ihr Leben lassen mussten, photographiere ich es. Um kurz vor Zwölf höre ich Marschmusik. Ich drehe mich um und sehe schwarz gekleidete Männer mit großen flauschigen Hüten auf mich zulaufen. Sie tragen Instrumente und spielen darauf. Passanten folgen ihnen und machen Photos. Ich beschließe, vor der Musikantengruppe herzugehen und werde auf einen großen Platz getrieben. Genau in der Mitte bleibe ich stehen. Ich mache ebenfalls ein Photo, als die Männer vor einem Gebäude vorbeigehen. Das Gebäude gefällt mir, es ist das königliche Theater. Am Nachmittag werde ich erfahren, dass die Musikanten die königliche Leibgarde waren. Es ist also ein Photo, auf dem die Dinge stimmig sind. Bevor ich zum Goetheinstitut laufe, sehe ich mir Kirchen an. In einer dieser Kirchen entdecke ich eine Uhr. Sie steht vor einer Säule, genau gegenüber der Kanzel. Ich schließe daraus, dass dänische Pfarrer einem genauen Zeitplan folgen und frage mich, ob das eine Möglichkeit ist. Dänemark ist ein modernes Land. Man hat vielleicht, so denke ich, die Zeit für Predigten reglementiert, um die Menschen wieder in Kirchen zu locken. Wenn der Vatikan das erführe. Kann aber auch sein, dass jedes Mittel recht ist. Zum Schluss meines Rundgangs laufe ich den runden Turm nach oben und schaue über die Stadt. Es ist sehr windig. Der Nieselregen ärgert meine Backen. Auf der Plattform sind außer mir noch eine alte Frau und drei Kinder in gelben Regenjacken. Die Kinder sind zu klein, um über das Geländer zu sehen und rennen deshalb wild durcheinander. Als ein Kind auf sein rechtes Knie fällt und Schmerzen hat, stehle ich mich davon.

Religiöses Stadium: Am Morgen meines letzten Kopenhagentages besuche ich Christiania. Sie ist noch immer autonom, obwohl über dreißig Jahre alt. Ich bin auch über dreißig und frage mich, was mit mir passiert ist. Christiania hat Platz für über 800 Menschen, ich bin schon ausgefüllt mit mir selbst. An Marktständen werden Tücher mit den Antlitzen berühmter Persönlichkeiten

verkauft, vor einer alten Lagerhalle baut jemand einen Schneemann. Ich möchte fotografieren, aber das ist hier verboten. Am Ende einer langen Straße liegt das sicherste Café der Welt: Der Moonfisher. Ich gehe hinein und bestelle einen Kaffee. Er kommt im Glas. Vor den großen Fenstern sitzen Menschen ganz bei sich selbst. Auch mich überkommt eine bemerkenswerte innere Ruhe. Aus Lautsprechern, die mit Eisenketten an der Decke befestigt sind, klingt die Musik der Beatles. Schon nach einer halben Stunde des Sitzens dringe ich zu meinem Innersten vor. Ich denke nicht mehr, ich fühle. Und ich versuche, das eine gegen das andere auszuspielen, aber es gelingt mir nicht. Ich würde gern für immer hier sitzen, muss aber aufbrechen zum Treffpunkt: 13 Uhr, Forfatterskolen. Am Abend soll ich eine Geschichte vorlesen und nehme Platz in einem Saal. An der Decke ist der Stuck rekonstruiert und grau angemalt worden. Auch das finde ich schön. Neben mir sitzt nämlich Ida Marie Bertelsen, in die ich mich immer wieder ganz kurz verliebe, ohne es ihr zu sagen. Natürlich sage ich nichts, denn nur heimliche Liebe ist wirklich bedingungslos. Wenn man alles zu Sprache machte, was gefühlt wird, gäbe es schon bald kein Gefühl mehr. Nach der Lesung trinken wir Rotwein aus Tetrapacks. Ich halte meinen Plastikbecher unter den Plastikzapfhahn und drücke auf einen Knopf. Es dauert nicht lange und der Becher ist voll. Ich schaue mir den Aufdruck des Pappkartons an: Dry Red Wine steht dort, 2005. Mehr brauche ich nicht zu wissen. Da es sehr spät ist und mein Flug sehr früh am nächsten Morgen geht, trinke ich schnell und viel. Kausalität interessiert mich nicht mehr. Multikausalität noch weniger, denn Ida Marie Bertelsen ist schon lange weg. Bevor sie gegangen ist, hat sie gefragt, ob ich mitkommen will auf eine Party. Aber für wen hat sie mich halten können, wenn ich doch selbst nicht weiß, aus was ich gemacht bin! Eine Frau stellt sich zu mir und beklagt sich über Kopenhagener Neubauten. Das habe ich nun davon. Sie spricht Deutsch mit mir, aber das merke ich erst sehr spät. Ich täusche deshalb Hunger vor und stelle mich ans Büffet. Ricardo Montserrat trägt einen langen Schal und einen Borsalino. Er sagt, dass er gerne vorlese und dass das nächste Treffen in Saint-Malo stattfinden müsse. Ich nicke. Draußen ist der See gefroren. Aus dem Fenster sehe ich die Enten, die ganz vorsichtig auf der Eisfläche schlafen. So etwas können nur Enten: vorsichtig schlafen. Aus dem Tetrapack kommt immer mehr Wein. Aus dem Tetrapack kommt immer mehr Wein. Das Mosting-Haus wurde vor mehr als Hundert Jahren gebaut. Auf dem Weg zur Metro ist der Gehweg glatt. Ich sehe mich schlittern und lache. Die Metro ist erst fünf Jahre alt. Sie ist Zukunftsmusik. Sie fährt einen Zweiminutentakt. Ihre Rolltreppen sind groß. Ich rufe mich zur Ordnung meines Selbst. Ich habe ein Vorbild. Ich habe ein Bild.

Photos zu den Beiträgen unter weltwohnen.blogspot.com